

Peter Freese

# Über die Gefahren nationaler Fremdbilder

Rede anlässlich der Fakultätsfeier an der Universität Paderborn, Oktober 2010

Wilhelm Fink

Liebe Absolventinnen und Absolventen, meine Damen und Herren, seit fünf Jahren habe ich in meinem Amt als Vorsitzender von Alumni Paderborn e.V. die Aufgabe, Ihnen bei Fakultätstagen im Namen aller Ehemaligen herzlich zu gratulieren und dann eine Bitte an Sie zu richten, die sich in einem einzigen Satz ausdrücken lässt: Bleiben Sie der Hochschule, an der Sie viele prägende Jahre verbracht und nun Ihre Examina bestanden haben, weiterhin verbunden und werden Sie Mitglied in einem unserer Ehemaligenvereine.

Ich bringe es nicht über mich, mehrmals pro Jahr nur diesen einen Satz aufzusagen, und auch heute will ich – im Ausgang von der Aufregung, die Thilo Sarrazin mit seiner These auslöste, dass Deutschland dabei sei, sich abzuschaffen – etwas zur heiligen Kuh des in allen Lehrplänen geforderten, aber im Alltag nur selten gezeigten ‚interkulturellen Verstehens‘ sagen. Dabei will ich nicht, wie wir das gewöhnlich tun, nach unserem Bild der ‚Fremden‘ fragen, sondern umgekehrt nach dem Bild, das die Fremden von uns haben. Als Amerikanist und mit James Baldwin davon überzeugt, dass allein die Kenntnis der Vergangenheit die Gegenwart begreifbar macht, lade ich Sie ins Jahr 1685 ein. Dass sich damals die hugenottischen Sarrazins, die in Frankreich ihres Glaubens wegen verfolgt wurden, als Flüchtlinge in Westfalen niederließen, erwähne ich nur am Rande. Mich interessiert vielmehr, dass zu dieser Zeit viele Deutsche William Penns Einladung folgten, in seiner amerikanischen Kolonie ihren Glauben frei praktizieren zu dürfen. Weil sie in Massen in Penns Wälder emigrierten, war 1750 schon ein Drittel aller Bewohner Pennsylvanias deutscher Abstammung. Das gefiel ihren angelsächsischen Nachbarn gar nicht, und so empörte sich der berühmte Benjamin Franklin in Philadelphia [ich zitiere in meiner Übersetzung]:

Warum sollten wir es den Tölpeln aus der Pfalz erlauben, in unsere Siedlungen einzuströmen und durch ihr Zusammenhocken ihre Sprache und ihre Lebensweise zu Ungunsten der unseren zu etablieren? Warum sollte sich Pennsylvania, das von den Engländern gegründet wurde, zu einer Kolonie von Ausländern entwickeln, die in Kürze so zahlreich sein werden, dass sie uns germanisieren, anstatt von uns anglisiert zu werden, und die doch niemals unsere Sprache und unsere Sitten übernehmen werden?

Vor zweieinhalb Jahrhunderten jammerten also die Angelsachsen über die deutschen Parallelgesellschaft in Germantown ebenso wie wir heute über türkische Parallelgesellschaften in Kreuzberg klagen, und sie dachten darüber nach, wie man die unerwünschten Fremden, die *Pennsylvania Dutch*, integrieren oder, mit Franklins Begriff, „anglisieren“ könne. Dazu

machte Peter Collinson in einem Brief an Franklin vom August 1753 verschiedene Vorschläge, deren interessantester „die Förderung der Mischehen zwischen Engländern und Deutschen durch die Gewährung staatlicher Privilegien oder Zuschüsse“ ist. Der pragmatische Franklin fand diesen Vorschlag völlig ungeeignet, weil er „entweder zuviel kosten oder keine Wirkung zeitigen würde“ und er erläuterte:

Die deutschen Frauen sind für englische Augen durchweg so unattraktiv, dass es sehr hoher Prämien bedürfte, englische Männer zu einer Heirat mit ihnen zu bewegen. Umgekehrt treffen auch deutsche Vorstellungen von Schönheit nicht auf unsere Frauen zu. Wenn die Deutschen ein schönes Mädchen beschreiben, benutzen sie stets die Wörter dicke und stark, denn für sie besteht der Wert einer Ehefrau in dem Maß an Arbeit, das sie zu leisten imstande ist. Folglich müsste man einem deutschen Mann zu einer englischen Frau eine beträchtliche Summe anbieten, um den Unterschied an Arbeit und Sparsamkeit für ihn zu kompensieren. Deshalb sollten wir von dieser Idee Abstand nehmen.

Dies ist der früheste mir bekannte Beleg für das amerikanische Hetero-Stereotyp von den dicken Deutschen, das bis heute, aller Wirklichkeit zum Trotz, höchst lebendig ist, denn seither findet sich in der U.S.-Literatur eine endlose Galerie vollgefressener Teutonen, deren Lebensinhalt durch Bratwürste und Schweinshaxen, Erbsenpüree und Sauerkraut, Vollfettkäse und Sahnetorte definiert wird. In Willa Cathers Romanen finden sich deutsche Siedler mit ihren „großen deutschen Häusern und ihrem guten deutschen Essen“ und deutsche Frauen werden beschrieben als „fett und fröhlich, mit roten Gesichtern, die ständig so leuchteten als kämen sie gerade vom Kochherd“, während es von ihren Kleidern heißt, sie röchen immer nach „kräftigem Essen, außer wenn sie sich gerade für die Kirche oder für den Kaffeeklatsch“ umgezogen hatten. Und dort begegnet man auch „kleinen plumpen deutschen Frauen“, die „sentimentale deutsche Lieder“ singen und sich jenen „nahezu heiligen Traditionen hingeben, welche die Herstellung deutschen Weihnachtsgebäcks bestimmen.“ In Tennessee Williams' *Die Nacht des Leguans* (1961) gibt es die deutsche Familie Fahrenkopf, die „wie eine belebte Rubens-Leinwand“ lärmend über die Bühne tobt, deren wohlgenährte Mitglieder „Rubenesk und mit eindrucksvoller Körperlichkeit, wie Barockengel in rosa und gold gekleidet sind,“ und deren Mutter „vor reichem, gesundem Fett nahezu platzt und stets einen Picknickkorb mit sich herumträgt.“ In Katherine Anne Porters Bestseller *Das Narrenschiff* (1962) sind die mit ausgemachter Bosheit porträtierten deutschen Schiffspassagiere allesamt „kompakte Fleischberge“, die „teutonische Fettrollen“ mit sich herumschleppen, ständig „mit heißem Appetit ihr schwer verdauliches deutsches Essen“ in sich hineinschlingen, nirgends hingehen, ohne

randvolle Fresskörbe mitzunehmen, und immer erst richtig aufleben, wenn sie riesige Mengen von „Eisbein mit Sauerkraut und Erbsenpuree“ vertilgen können. Von einem von ihnen, der „ungeheuer fett“ ist und sich durch „schweinische Bosheit“ auszeichnet, heißt es, er bewege sich „schwerfällig, mit rollendem Bauch, wogenden Hinterbacken und einem zitternden Fettkissen quer über seinem Nacken,“ und von all diesen widerwärtigen Fettwänsten bemerkt ein indignierter amerikanischer Mitreisender, es sei eben leider „eine traurige Tatsache, dass selbst die nettesten Deutschen ihr Essen hinunterschlingen.“ In Erica Jongs Bestseller *Angst vorm Fliegen* (1973) schließlich ist von einem deutschen Schwimmbad die Rede, das mit „sonnenverbranntem Fett“ gefüllt ist, und dort wird gesagt, dass Gott sich an den deutschen Schweinen dadurch gerächt habe, dass er sie auch wie Schweine aussehen lasse.

Es ist keineswegs so, dass die angebliche teutonische Korpulenz nur in der amerikanischen Literatur auftaucht, sondern sie wird auch im U.S.–Journalismus ständig thematisiert. So berichtete Price Collier 1914, dass es in Deutschland kein Ereignis gäbe, bei dem nicht „Essen und Trinken ein Teil des Programms“ sei. So meinte William L. Shirer, der Autor des Bestsellers über *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*, 1941 in seinen Berliner Tagebüchern, die Popularität des dicken Hermann Göring verdanke sich vorrangig der Tatsache, dass er „wie alle Deutschen, eine Leidenschaft für gutes Essen und Trinken in gigantischen Mengen habe.“ Und so porträtierte *Time* am 19. Juli 1963 die Bundesrepublik als „[The Adipose Society] Die fettleibige Gesellschaft“ und konstatierte, sie leide an zwei „allgegenwärtigen Gebrechen“ nämlich „*Doppelkinnepidemie*, double–chin epidemic, and *Hängebauch*, or bellyhang.“

Es ist dieses Klischee, das zur ebenso verbreiteten Vorstellung von der Hässlichkeit deutscher Frauen beitrug. So berichtete schon 1864 Charles De Lacy in einem Artikel über einen Aufenthalt in Preußen in der San Franciscoer Zeitung *Golden Era* von einer korpulenten Wirtstochter, die „so aussah als sei sie ihr ganzes Leben lang mit Wurst und Sauerkraut gemästet worden,“ und Mark Twain notierte in seinem Reisetagebuch, „hübsche Mädchen und schöne Frauen gibt es in Deutschland kaum.“ 1941 stellte William L. Shirer in seinem Tagebuch fest: „Betroffen von der Hässlichkeit der deutschen Frauen auf der Straße, in Restaurants und Cafés. [...] Als Individuen betrachtet müssen die Deutschen sicherlich die hässlichsten Menschen in Europa sein. Keine einigermaßen brauchbar aussehende Frau auf der ganzen Straße Unter den Linden.“ In Erica Jongs *Angst vorm Fliegen* (1973) schließlich findet sich die wohl prägnanteste –

und zugleich bösartigste – Variante dieses unsterblichen Klischees, wenn die Erzählerin deutsche Frauen als „kartoffelförmige Hausfrauen in orthopädischen Schuhen“ charakterisiert.

Noch 1962 fühlte sich übrigens das renommierte Magazin *Time* dazu aufgerufen, unter der Überschrift „Die aussterbende Hausfrau“ das überkommene Bild der deutschen Frau als endlich überwunden zu erklären, und zwar ein Bild, das so zusammengefasst wurde:

Ah, die deutsche Hausfrau. Da steht sie vor ihrem geliebten Kochherd. Ihr Geist ist unbefleckt von Gedanken, die sich nicht auf die Sorge für ihre Familie oder die Zukunft ihrer Seele beziehen, sie gibt sich frohgemut der Aufgabe hin, noch herzhaftere Mahlzeiten, noch sauberere Fußböden und noch mehr Babies zu produzieren. Aus ihrer Welt, die eng begrenzt ist durch Kinder, Kirche und Küche, blickt sie liebevoll zu ihrem weltgewandten Gatten auf.

Nur vor diesem Hintergrund wird auch die internationale Verwunderung über das plötzliche deutsche 'Fräuleinwunder' verständlich, hatte man es doch in Amerika angesichts des Zerrbildes stämmiger und hässlicher Hausfrauen für gänzlich unmöglich gehalten, dass Deutschland jemals würde hübsche Mädchen hervorbringen können.

Wir wissen alle, dass die hier skizzierten und unschwer zu vermehrenden Bilder, die andere Nationen von uns haben, falsch und durch die Wirklichkeit leicht widerlegbar sind. Wenn wir also solche Fremdbilder empört als verzerrt und unberechtigt zurückweisen, könnte es dann nicht sein, dass auch andere – etwa ethnische und religiöse Minderheiten in unserem heutigen Alltag – mit der gleichen Empörung und mit der gleichen Berechtigung auf die Bilder reagieren, die wir uns von ihnen machen und in der gegenwärtigen Debatte oft vorschnell verwenden? Ich glaube, dass die von mir – an nur einem ausgewählten Nationenbild – unternommene Umkehr der Blickrichtung uns vor Pauschalurteilen bewahren kann. Und deshalb wünsche ich mir, dass Sie, die wir heute feierlich verabschieden, nicht nur als bestens ausgebildete Fachleute in ihren beruflichen Alltag eintreten, sondern auch als Menschen mit dem Willen und der Fähigkeit zum Perspektivenwechsel als einem wichtigen Mittel des Fremdverstehens. Wenn Sie es, im Sinne des Kantschen Imperativs schaffen, andere stets nur nach den Maßstäben zu beurteilen, nach denen sie auch selbst beurteilt werden möchten, dann könnten wir vielleicht darauf hoffen, dass Debatten wie die von Thilo Sarrazin losgetretene in naher Zukunft nicht mehr nötig sind.